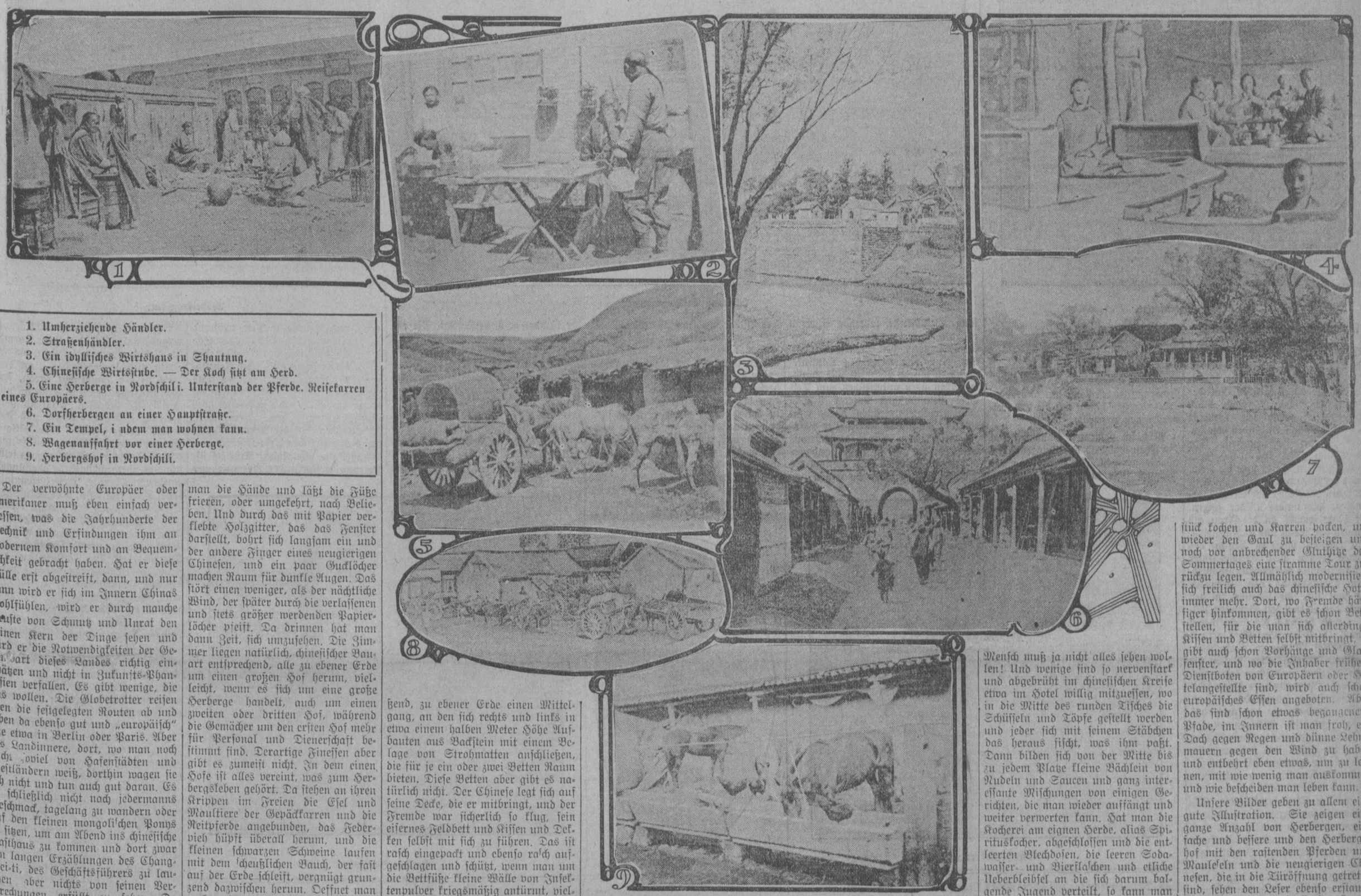
Chinesische Herbergen.



1. Umherziehende Händler.
2. Straßenhändler.
3. Ein idyllisches Wirtshaus in Shantung.
4. Chinesische Wirtsstube. — Der Koch sitzt am Herd.
5. Eine Herberge in Nordschili. Unterstand der Pferde. Reisekarren eines Europäers.
6. Dorfherbergen an einer Hauptstraße.
7. Ein Tempel, i ndem man wohnen kann.
8. Wagenauffahrt vor einer Herberge.
9. Herbergshof in Nordschili.

Der verwöhnte Europäer oder Amerikaner muß eben einfach vergessen, was die Jahrhunderte der Technik und Erfindungen ihm an modernem Komfort und an Bequemlichkeit gebracht haben. Hat er diese Hülle erst abgestreift, dann, und nur dann wird er sich im Innern Chinas wohlfühlen, wird er durch manche Kruste von Schmutz und Unrat den reinen Kern der Dinge sehen und wird er die Notwendigkeiten der Gegenwart dieses Landes richtig einschätzen und nicht in Zukunfts-Phantasien verfallen. Es gibt wenige, die das wollen. Die Globetrotter reisen eben die festgelegten Routen ab und leben da ebenso gut und „europäisch" wie etwa in Berlin oder Paris. Aber ins Landinnere, dort, wo man noch nicht „viel von Hafenstädten und Westländern weiß, dorthin wagen sie sich nicht und tun auch gut daran. Es ist schließlich nicht nach jedermanns Geschmack, tagelang zu wandern oder auf den kleinen mongolischen Ponys zu sitzen, um am Abend ins chinesische Gasthaus zu kommen und dort zwar den langen Erzählungen des Changkuei-ti, des Geschäftsführers zu lauschen, aber nichts von seinen Versprechungen erfüllt zu sehen. Da knipst man freilich nicht elektrisches Licht an oder wärmt sich in der behaglichen Temperatur der Dampfheizung. Ein trübes Oellämpchen unterstützt man durch das flackernde Licht der eigenen Kerze, und an dem kleinen Holzkohlenfeuer - Becken wärmt man die Hände und läßt die Füße frieren, oder umgekehrt, nach Belieben. Und durch das mit Papier verklebte Holzgitter, das das Fenster darstellt, bohrt sich langsam ein und der andere Finger eines neugierigen Chinesen, und ein paar Gucklöcher machen Raum für dunkle Augen. Das stört einen weniger, als der nächtliche Wind, der später durch die verlassenen und stets größer werdenden Papierlöcher pfeift. Da drinnen hat man dann Zeit, sich umzusehen. Die Zimmer liegen natürlich, chinesischer Bauart entsprechend, alle zu ebener Erde um einen großen Hof herum, vielleicht, wenn es sich um eine große Herberge handelt, auch um einen zweiten oder dritten Hof, während die Gemächer um den ersten Hof mehr für Personal und Dienerschaft bestimmt sind. Derartige Finessen aber gibt es zumeist nicht. In dem einen Hofe ist alles vereint, was zum Herbergsleben gehört. Da stehen an ihren Krippen im Freien die Esel und Maultiere der Gepäckkarren und die Reitpferde angebunden, das Federvieh hüpft überall herum, und die kleinen schwarzen Schweine laufen mit dem scheußlichen Bauch, der fast auf der Erde schleift, vergnügt grunzend dazwischen herum. Oeffnet man auch nur ein wenig die hölzerne Schiebtüre des Zimmers, so mischt sich die neugierige Dorfjugend mit Federvieh und Borstentier zu einem unzertrennlichen Haufen, demgegenüber nur Humor und unbeugsame Gewalt hilft. In dem „Hotelzimmer" selbst gibt es an die Türe anschließend, zu ebener Erde einen Mittelgang, an den sich rechts und links in etwa einem halben Meter Höhe Aufbauten aus Backstein mit einem Belage von Strohmatten anschließen, die für je ein oder zwei Betten Raum bieten. Diese Betten aber gibt es natürlich nicht. Der Chinese legt sich auf seine Decke, die er mitbringt, und der Fremde war sicherlich so klug, sein eisernes Feldbett und Kissen und Decken selbst mit sich zu führen. Das ist rasch eingepackt und ebenso rasch aufgeschlagen und schützt, wenn man um die Bettfüße kleine Wälle von Insektenpulver kriegsmäßig antürmt, vielleicht auch gegen kleine unerwünschte Bettgenossen. In der Sommerzeit ist freilich auch das Moskitonetz nicht zu vergessen, denn in dem Schilf- und Strohdach des Hauses ist gewöhnlich die beste Brutstätte dieser unangenehmen Gesellen. Eigene Trink- und Waschgefäße hat man mitgebracht und auch den Kochapparat mit den Büchsenvorräten, wenn man sehr vorsichtig ist. Reist man aber mit größerem Troß, so hat man außer dem Mafu, dem Pferdeknecht, auch den Koch mitgenommen, und dann ist man glänzend aufgehoben. Denn dieser findige Kopf kann europäisch kochen und findet imer ein Hühnchen oder einen Braten oder irgend etwas Schmackhaftes. Nur darf man nie so verwegen sein und muß mitreisenden Damen mit Gewalt verhindern, in seine Küche sehen zu wollen. Der Mensch muß ja nicht alles sehen wollen! Und wenige sind so nervenstark und abgebrüht im chinesischen Kreise etwa im Hotel willig mitzuessen, wo in die Mitte des runden Tisches die Schüsseln und Töpfe gestellt werden und jeder sich mit seinem Stäbchen das heraus fischt, was ihm paßt. Dann bilden sich von der Mitte bis zu jedem Platze kleine Bächlein von Nudeln und Saucen und ganz interessante Mischungen von einigen Gerichten, die man wieder auffängt und weiter verwerten kann. Hat man die Kocherei am eignen Herde, alias Spirituskocher, abgeschlossen und die entleerten Blechdosen, die leeren Sodawasser- und Bierflaschen und etliche Ueberbleibsel an die sich darum balgende Jugend verteilt, so kann man schlafen gehen, wenn man schlafen kann. Aber konnte man, so blöcken zu unglaublicher Nachtzeit die Schafe, und die Maultiere brüllen in Tönen, die dem Krächzen etwas angerosteter Pumpenschwengel gleichen. Kaum ist man eingeschlafen, erwacht schon der ganze Gasthof, und es heißt Frühstück kochen und Karren packen, um wieder den Gaul zu besteigen und noch vor anbrechender Gluthitze des Sommertages eine stramme Tour zurückzu legen. Allmählich modernisiert sich freilich auch das chinesische Hotel immer mehr. Dort, wo Fremde häufiger hinkommen, gibt es schon Bettstellen, für die man sich allerdings Kissen und Betten selbst mitbringt, es gibt auch schon Vorhänge und Glasfenster, und wo die Inhaber frühere Dienstboten von Europäern oder Hotelangestellte sind, wird auch schon europäisches Essen angeboten. Aber das sind schon etwas begangenere Pfade, im Innern ist man froh, ein Dach gegen Regen und dünne Lehmmauern gegen den Wind zu haben und entbehrt eben etwas, um zu lernen, mit wie wenig man auskommen und wie bescheiden man leben kann.

Unsere Bilder geben zu allem eine gute Illustration. Sie zeigen eine ganze Anzahl von Herbergen, einfache und bessere und den Herbergshof mit den rastenden Pferden und Maulesseln und die neugierigen Chinesen, die in die Türöffnung getreten sind, sehen den Leser ebenso erstaunt und belustigt an, wie sie den Fremden angeschaut haben, der da anstatt in den Hauptstädten in den feinen Hotels zu bleiben, hier armselige Wirtshäuser aufsuchte. Zum Andenken hat er dann die Gruppe schnell geknipst, ohne daß die Chinesen etwas gemerkt haben.

Belgica irredenta.
Ein Katechismus belgischer Kriegsziele.

Es haben im Gefolge des Vierverbandes, wie der Nieuwe Rotterdamsche Courant aus Havre gemeldet wird, einige Belgier ihre Weisheit genossenschaftlich zusammengelegt u. eine Schrift herausgegebn, die für die Ausdehnung ihres Heimatlandes nach dem Siege des Vierverbandes schon jetzt Stimmung machen soll. Die Schrift enthält einen „kleinen nationalen Katechismus", aus dem folgende Fragen herausgegriffen seien:

1. Welche Gebiete wurden uns 1814—1815 gestohlen? — Preußen nahm außer dem linken Rheinufer wider alles Recht und Ehrlichkeit die belgischen Kantone Niedercruchten, Herzogenrath, Eupen, Malmedy, Schleiden, Kronenberg, St. Vith, Neuerburg, Arzfeld, Bitburg, Dudeldorf, sowie einen Teil des Kantons Aubel und zahlreiche bilgische Dörfer auf dem linken Ufer der Our und Sauer und auf dem rechten Moselufer an sich.

2. Soll Belgien sich nicht weiter nach Osten bis an den Rhein ausbreiten? — Das ist durchaus notwendig zum Schutze unserer Unabhängigkeit, unserer Ruhe und unserer gesamten Lage, indes empfinden manche Bedenken, wegen der Aufnahme einer beinahe gänzlich verdeutschen Bevölkerung in Belgien.

3. Weshalb soll unsere Macht sich bis an den Rhein erstrecken? — Weil wir nicht zugeben dürfen, daß Deutschland zu nahe am Herzen unseres Landes steht. Weil das Rhein- und Moselland den Barbaren entzogen und in ausgiebigem Maße unserer militärischen und wirtschaftlichen Macht unterworfen werden müssen. Weil nur auf diese Weise Belgien seinen eigentlichen vaterländischen Beruf erfüllen kann.

4. Warum ist die Befürchtung wegen der Aufnahme des Rheinlandes in Belgien unbegründet? — Weil niemand daran denkt, die jetzt ganz verdeutschten Einwohner als Belgier aufzunehmen, und es völlig genügend und bequemer wäre, die Macht über das Gebiet und die Industrie zu besitzen, ohne Gefahr für die Sprache und Sitten der Belgier.

5. Was ist der vaterländische Beruf Belgiens! — Die Trennung der beiden kämpfenden Mächte Europas durch einen starken Damm. Diese notwendigerweise gegen Deutschland gerichtete Scheidung bestärkt und versichert die Ruhe Europas.

6. Ist unter Wunsch nach Vergrößerung nicht nachteilig für unsern Ruf der selbstlosen Verteidigung von 1914? — Gewiß nicht. Wir griffen zu den Waffen ohne etwas zu fordern oder zu wünschen, lediglich für Ehre und Pflicht. Diese Tatsache bleibt, was auch geschehen möge. Allein wir dürfen unsere Augen nicht vor der klaren Notwendigkeit einer Wehr gegen künftige Angriffe verschließen. Wäre es billig, wenn wir nach dem Siege vergessen würden, wenn das Recht entscheidet, wenn wir die Berichtigung früher begangenen Unrechts und die Befreiung der früher uns entrissenen Stammesgenossen verlangen? Ist Belgien nicht wert, ein großes Land zu werden, ist die Erlösung der 1815 und 1839 verlorenen Brüder nicht eine Pflicht für uns, wenn der Heldenmut unserer tapferen Kämpfer sie ermöglicht? Sollen wir umsonst gestritten und gelitten haben.

Das wären also belgische Kriegsziele? Diejenigen, die sie aufstellen, gehen von geschichtlichen Schmerzen aus. Sie setzen Leidenschaft da an, wo sie am allerwenigsten angebracht ist, bei dem trockenen Gebilde des Wiener Vertrags. Es dürfte zum ersten Male sein, daß von belgischer Seite nachträglich Aerger über die Abtretung der unter 1. erwähnten Gebiete an den König von Preußen laut wird, wobei man allerdings den Fehler beging, die ehemalige Doppelabtei Stablo-Malmedy zu zerreißen, sehr zum Schaden des erstern, das heute zerzaust und unordentlich neben dem saubern und gepflegten Malmedy da liegt. Doch abgesehen von diesem Schönheitsfehler hätte, wenn das Gejammer der Vorkämpfer für Großbelgien begründet wäre, über die Angliederung der Gebiete von St. Vith bis an die Mosel nicht Belgien, sondern Luxemburg sich zu beschweren, das vor 1795 mit ihnen in der Gemeinschaft der stark zentralisierten österreichischen Niederlande ein ganz eigenes, nur sehr oberflächlich „belgisches" Dasein führte. Diese Gebiete mit den unter 2 erwähnten „beinahe gänzlich verdeutschten Einwohnern" nahmen, wie aus den Geschichtsakten von 1815 hervorgeht, ihre Einverleibung in Rheinland-Preußen nicht nur ohne Murren, sondern zufrieden und bereitwillig auf. Doch es kommt für uns weniger darauf an, was nach dem „unvermeidlichen" Siege die Belgier von Preußen abschneiden werden, sondern darauf, daß sie die Hand nach holländischem Gebiet ausstrecken wollen. Den vorstehend abgedruckten Fragen geht nämlich folgende voraus:

Welche Gebiete mußten wir 1839 abtreten? — Die Hälfte von Limburg und die Hälfte von Luxemburg mit mehr als 400,000 Belgiern, die 1830 mit uns gekämpft hatten und von jeher unsere Stammesgenossen und Landsleute gewesen waren.

Diese Stammesgenossen will (nach 5.) Belgien „erlösen". Holländisch-Limburg soll an Belgien fallen? Man kann sich vorstellen, wie ein solcher Vorschlag in Niederland aufgenommen würde; mit dem einhelligen Ruf: Zu den Waffen! Was die Anspielung auf die Mitkämpfer von 1830 in der Erhebung gegen das Regiment Wilhelm I. angeht, so wäre der Vorbehalt zu machen, daß, wenigstens was Luxemburg angeht, der deutsche Teil dieser Provinz an der Erhebung keinen Anteil nahm, wenn auch einzelne in das belgische Lager übergingen. Um so empfindlicher war es 1839 für die Luxemburger, daß ihnen ein deutschsprechender Teil, mit Arel und Bastnach, entrissen wurde, um zu der dürftigen belgischen Provinz Luxemburg mit ihrem wallonischen Kern geschlagen zu werden. Weder bei Luxemburg noch bei Limburg wurde damals auf die Volksart gesehen, welche die Verfasser der Schrift nunmehr so rein erhalten wollen.

Soviel über die (nach 5.) wiederzunehmenden Stücke der Belgica irredenta". Was das eigentliche linksrheinische Gebiet Preußens angeht, so scheinen die Leute in Havre sich so eine Art von kolonialem Neuland in Mitteleuropa auszumalen. Man braucht hier nicht ernstlich mit ihnen zu reden. Sie scheinen übrigens nicht mit der uralten, seit dem Krieg vielmals wiederholten Forderungen der Franzosen nach dem linken Rheinufer zu rechnen. Frankreich fühlt sich immer noch als den geborenen Gebieter über die östlich von ihm liegenden Gaue. Als Ludwig XIV. 1667 den Revolutionskrieg begann, erklärte er: „Der König ist überzeugt, daß die Völker der katholischen Niederlande niemals vergessen werden, daß die Könige von Frankreich ihre natürlichen Herrscher waren, bevor es Könige von Kastilien gab, und daß sie in den Schoß dieses alten Vaterlandes zurückkehren mögen."

Die Revolution und Napoleon folgten bei ihren Eroberungen und Angliederungen nur den Spuren Ludwigs XIV. und Belgien hatte schwer darunter zu leiden. In ihrer Verblendung wollen die Verfasser der Werbeschrift jetzt die 200 Jahre alte Lehre von der Aufgabe Belgiens als „Barrière", als Schranke gegen das von jeher landgierige Frankreich, leichtsinnig in das Gegenteil umkehren und als Bollwerk gegen Deutschland und Zwingburg für die zu knechtenden Rheinlande aufwerfen. Hier zeigt sich der zersetzende Einfluß, den mit offenen und schleichenden Mitteln die Franzosen jahrzehntelang auf die öffentliche Meinung in Belgien ausgeübt haben: man will sich — vielleicht weil sonst die erstrebte Gebietserweiterung nicht zu haben wäre — als Vorstellung Frankreichs benutzen lassen. Dann müßte bei der ganzen Art Frankreichs die politische Unabhängigkeit Belgiens in die Brüche gehen, nachdem das Land sich durch langsame und stetige Umtriebe seiner völkischen Unabhängigkeit zum Besten des südlichen Nachbars begehen hatte — was das Land jetzt bitter empfinden und büßen muß. Und schließlich — sind die Deutschen ja auch noch da!

Das Wappen des Generalfeldmarschalls v. Mackensen.

Auf dem Kirchturm des Dorfes Mackensen im Solling bei Einbeck in Hannover, dem Stammsitz der Mackensenschen Familie, befindet sich eine Wetterfahne, die das Mackensensche Wappen trägt: ein Palmbaum in der Mitte und als Helmzier darüber einen Vogel Strauß. Frau Major Bertram, geb. Mackensen, in Halle (Saale), eine leibliche Base des Generalfeldmarschalls, besitzt noch zwei Petschafte ihres Vaters, die dieses Wappen sehr fein geschnitten zeigen. Auch der Generalfeldmarschall und Mackensen von Astfeld führen dieses Wappen. Frau Major Bertram bemerkt hierzu: „Für einen Heraldiker hätte es vielleicht Reiz, herauszubekommen, wie das weltentlegene Dörfchen zu den südlichen Produkten: Palmbaum und Strauß, in der Wetterfahne kommt. Es muß doch ein Vorfahre von uns über See gegangen sein und sich irgendwo ausgezeichnet haben. Darüber weiß ich leider nichts. Zwei richtige Vettern Mackensen von mir, Söhne des jüngsten Bruders meines Vaters, ein Amtsrat a. D. Hugo Mackensen und ein Major a. D. Erich Mackensen, leben noch in Braunschweig und haben je wieder zwei Söhne. Sie führen das gleiche Wappen".

Dichter - Rache.

Ein Dichter hat ein Trauerspiel geschrieben, welches bei der ersten Aufführung völlig ausgelacht wurde. Wütend über diesen Erfolg, sagt er entrüstet zum Direktor: „Das Publikum hat mein Trauerspiel ausgelacht — gut! Jetzt werde ich aber ein Lustspiel schreiben, daß den Leuten das Lachen schon vergehen soll!"